

Friedrich Ernst Peters

Formelhaftigkeit,
ein Wesenszug des
Plattdeutschen

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Formelhaftigkeit, ein Wesenszug des Plattdeutschen

Friedrich Ernst Peters

Formelhaftigkeit,
ein Wesenszug des
Plattdeutschen

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2011

Erschienen in Print:

Friedrich Ernst Peters: *Formelhaftigkeit, ein Wesenszug des Plattdeutschen*.
Wolfshagen-Scharbeutz: Westphal, 1939.

Friedrich Ernst Peters: *Im Dienst der Form. Gesammelte Aufsätze*. Göttingen:
Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, 1947, S. 139-159.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2011/5686/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-56867](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-56867)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-56867>

Vortrag, der am 18. Mai 1939 einer Versammlung des Niederdeutschen Bühnenbundes dargeboten wurde.

Der Aufsatz über die Formelhaftigkeit des Plattdeutschen, den ich im Juliheft 1938 „Deutsches Volkstum“¹ veröffentlichte, hat hier und da Missdeutungen erfahren müssen, die mich zwingen, der Behandlung dieses Gegenstandes Erläuterungen von etwas persönlicher und bekenntnishafter Art voranzuschicken.

Mehrere Male in jedem Jahr gehe ich für ein paar Tage in mein Heimatdorf zurück, dessen Wäldern und Feldern, Mooren und Heiden ich mich heute, 34 Jahre nach dem Aufbruch, noch ebenso stark zugehörig fühle wie seinen Menschen. Vor etwa 12 Jahren geriet ich in ein großes Wundern vor der plattdeutschen Sprache, in der ich mich bis dahin wohlig und gedankenlos bewegt hatte wie in einer sehr stärkenden und bekömmlichen Luft, deren Besonderheit man aber nicht weiter untersucht. In Gesprächen mit den Dorfleuten kam immer wieder die Stelle, an der ich mir sagen musste: Hier hättest du dich anders, und das heißt: falsch ausgedrückt. Die von den Dorfleuten nicht *gewählte*, sondern mit feinstem Gefühl für das Angemessene schnell und sicher *ergriffene* Form des Ausdrucks überzeugte auf eine schlagende Art von ihrer Richtigkeit, ohne auch nur eine Möglichkeit des Widerspruchs offen zu lassen. Unterschiede, die für das Gefühl sehr tief greifen, haften da zuweilen an Kleinigkeiten. Eine ausgewechselte Vorsilbe kann die Wendung vom Richtigen zum Falschen bewirken. „Dat harr he sik all bedach,“ sagt mein Erzähler, und ich gestehe mir in stiller Beschämung ein, dass ich mit meinem „Dat harr he sik all utdach“ fehlgegriffen haben würde. „Würk harrn sik ok utkleed,“ d.h. sie hatten sich zu übermütigem Mummenschanz hergerichtet. „Verkleed“ wäre hier falsch gewesen. Ich bin mir noch nicht klar darüber, ob es überhaupt zulässig ist. Zu lustigem Maskentreiben jedenfalls kann man sich nur „utkleeden“.

Jeder Versuch einer Umgehung des festgelegten Ausdrucks führt zu einer Verfälschung der Vorgänge. Die Formel ist einfach

¹ Auszug und Auseinandersetzung in „*Niederdeutsche Welt*“ Juni 1939.

unausweichlich. Warum dies so sein muss, das ist freilich sehr schwer darzulegen, weil der Zwang, der aus der Formel wirkt, meines Wissens noch kaum je untersucht worden ist.

Vor dieser Erscheinung meiner plattdeutschen Muttersprache geriet ich ins Staunen, immer wieder und immer tiefer in ein eigenartiges Betroffensein. Und immer auch, wenn ich einer Redewendung aus vollem Herzen zustimmte, wurde mir klar, dass meine Mutter sich ganz in derselben Weise ausgedrückt haben würde. Dieser sprachlichen Unterlegenheit nun, die ich am ersten und zweiten Tage des erneuten Aufenthalts in der Heimat besonders stark fühlte, habe ich lange nachgedacht. Bald wusste ich sie herzuweisen von der großen sprachlichen Freizügigkeit des Hochdeutschen, aus dem ich heimkehrte. Ich nahm in das Plattdeutsche eine Freiheit hinüber, die hier sofort in Willkür entartete und damit gegen die Seele des Plattdeutschen sündigte. Ich hatte die *Wahl*, und geriet damit in die *Verwirrung*, während die Ausdrucksweise der Dorfleute von alters her festgelegt war und sich damit in einer schönen und sicheren *Ordnung* hielt.

In der Festgelegtheit des plattdeutschen Ausdrucks erkannte ich an meiner Muttersprache einen wesenbestimmenden Zug, den ich mit dem Wort „Formelhaftigkeit“ zu treffen meinte. Zur Bestimmung meines Standortes sei noch gesagt, dass ich an die plattdeutsche Sprache nicht von Höhepunkten plattdeutscher Dichtung her mit Forderungen und Wünschen herantrete, dass ich vielmehr die Sprache vom Leben, von ihrer täglichen Gesprochenheit her betrachte, keine Forderungen stelle, sondern in reiner Betrachtung der beglückenden Übereinstimmung von Sprache und Leben mich vergewissere. Und die Beispiele, mit denen ich die These der Formelhaftigkeit zu stützen gedenke, sind nicht am Schreibtisch mühevoll zusammengeklaut, sie stammen aus dem Leben, und zu jedem könnte ich Ihnen aus meinem Heimatdorf eine kleine Geschichte erzählen. Meine Bemühungen gehen darauf aus, die *Seele* des Plattdeutschen zu *erfühlen*, bewegen sich also auf einem Felde, wo sie den auf Erkenntnis des Sprachgeistes gerichteten Arbeiten gar nicht

begegnen können. Sie wollen also auch den hohen Wert der in einem engeren Sinne philologischen Bemühungen um die Sprache nicht anzweifeln; sie können das nicht einmal wollen.

Ich bin in den Verdacht gekommen, die Anschaulichkeit des Plattdeutschen ableugnen oder, wenn das nicht möglich ist, anfeinden zu wollen. Muss ich noch besonders beteuern, dass ich kein Feind der Anschaulichkeit sein kann? In dem erwähnten Aufsatz heißt es: „Damit wird dieser Sprache die Fähigkeit, anschaulich zu sein, keineswegs abgesprochen; aber diese Anschaulichkeit dient ihr nicht als Besonderheit, mit der sie sich aus der Reihe der Volkssprachen heraushebt, sondern sie bleibt damit durchaus eingeordnet.“ Es mag aber ein gewisser Unwille als Nebenton da vernehmbar gewesen sein, wo von der Anschaulichkeit die Rede ging. Wenn nämlich die Vorzüge des Plattdeutschen erörtert werden, so schiebt sich oft das Argument der Anschaulichkeit derart in den Vordergrund, dass es den Blick auf sehr wesentliche Eigenschaften einfach verstellt. Da habe ich es denn etwas ungestüm beiseitegeschoben, und wenn ich heute dasselbe tun muss, so will ich mich dabei wenigstens der angemessenen Behutsamkeit befleißigen. Man wolle bedenken, dass Handgreiflichkeit des Sprachgegenstandes etwas anderes ist als Anschaulichkeit. Zwischen der Sprachmaterie und einem Formungsprinzip, wie es die Anschaulichkeit ist, muss wohl unterschieden werden. Auch ist mir die Anschaulichkeit dadurch leise verdächtig geworden, dass in ihrem Begriff landläufig Dinge mitgedacht werden, die nicht hineingehören, z.B. Kürze und Treffsicherheit des Ausdrucks. Sehr oft leiten sich Kürze und Treffsicherheit nicht aus dem Bildhaften, sondern aus der Formel her. Das Wort Formel habe ich gewählt, weil es in seinem Gegensatz zum Bild andeutet, dass im Plattdeutschen ein stark unsinnlicher Zug liegt. Wer sich dem überlässt, wird aber nicht ins Abstrakte, sondern eher ins Übersinnliche hineingezogen.

Auch ist mir verdacht worden, dass ich meine Beispiele in hochdeutscher Übersetzung dargeboten habe. Trotzdem werde ich dieser Übung auch heute weithin treu bleiben, weil sie als sozusa-

gen methodische Maßnahme im Wesen meiner Untersuchung begründet liegt. Wer darin eine unzulässige Verwischung der Grenzen erblickt, dem halte ich entgegen, dass der Schleswig-Holsteiner als ein Mensch, der im Hoch- und Plattdeutschen gleichermaßen zu Hause ist, sich in der ungenügend überwachten Rede seines Alltags oft in einem Grenzbezirk aufhält, wo der hochdeutsche und der plattdeutsche Teil seines Sprachbereiches sich überlagern. In seiner plattdeutschen Rede verschaffen sich Formungsprinzipien des Hochdeutschen Geltung, und umgekehrt durchwalten Eigenheiten des Plattdeutschen seine hochdeutsche Rede. In diesem zwielfichtigen Grenzgebiet der beiden Sprachen nun können klare Erkenntnisse nicht gewonnen werden. Es ist mein Vorhaben, den Betrachter aus der Verwirrung der Mitte wegzuführen an die Ränder, hier des Plattdeutschen, dort des Hochdeutschen. In meinem Aufsatz hieß es: „Der Plattdeutsche soll gezwungen werden, auf seine Sprache von außen einen entfremdeten Blick zu werfen.“ Das soll heißen: Wenn wir von dem sprachlichen Hause, darin wir unser tägliches Leben führen, eine vollgültige Anschauung gewinnen wollen, so müssen wir es auch einmal verlassen, ihm den Rücken kehren, eine Höhe erklimmen und von dort, aus der Ferne, seine Lage in der allgemein-deutschen Sprachlandschaft erkennen. Viele Jahre lang habe ich das fassungslose Unverständnis beobachtet, mit dem uns z.B. Süddeutsche ansehen, wenn wir die Formeln des Plattdeutschen ohne Bedenken ins Hochdeutsche hinübernehmen. Durch die hochdeutsche Form plattdeutscher Beispiele mache ich den Versuch, von diesem Befremden dem Plattdeutschen selbst etwas mitzuteilen.

Und nun zu den Beispielen! Wie steht es um die Anschaulichkeit in folgenden Sätzen? „Wegen meines Freundes Peter war ich neulich ganz bei mir nieder. Er hat ja nie viel ab gekonnt; aber in der letzten Zeit war er ganz weit weg. Gestern *hatte* er es nun sehr gut. Man sah, dass er sich mächtig gekommen war, und man kann jetzt darauf ab, dass er wieder wird.“

Muss nicht der hochdeutsche Mensch diese Sätze als ein Kauderwelsch empfinden, an dem er ergebnislos herumrät? Der Plattdeutsche aber nimmt hier mit selbstverständlichem Verstehen einen Krankenbericht entgegen. Es geht da die Rede von den Sorgen eines Mannes, dessen von jeher schwächerer Freund Peter sterbenskrank war. Gestern nun traf der Besorgte den Peter bei erfreulichem Wohlbefinden an. Es war eine so entschiedene Besserung eingetreten, dass der Besucher mit der Gewissheit einer völligen Genesung scheiden konnte.

Demjenigen, der sich aus dem sprachlichen Grenzgürtel, aus der Zone der Überlagerungen nicht weggeben will, wird kaum klarzumachen sein, dass die soeben gebotene Umformung des ursprünglichen Berichts vonnöten sein soll. Er wird guten Glaubens behaupten, dass seinem Bedürfnis nach Anschaulichkeit von vornherein voll Genüge getan war, während der Hochdeutsche in einem bestürzenden Maße gerade die Anschaulichkeit vermisst und des Formelhaften inne wird.

Formelhaft ist im Plattdeutschen die besondere Ausdruckslast, die dem gebrechlichen Hilfsverb aufgebürdet wird. „Ich *habe* ihm aber Bescheid gesagt.“ – „Das *ist* ein Kerl!“ (Entschiedenheit der Zurechtweisung und ein hoher Grad der Bewunderung sind in der Betonung des Hilfsverbs ausgedrückt.) „Ich *habe* es so damit,“ d.h. ich bin für diese Sache nun einmal günstig voreingenommen. – Statt mit Gründen kann man die Überredungsversuche zu einer Sache vollgültig abwehren mit der Formel: „Ach, du *hast* was damit!“ – „Er *konnte* ja immer so.“ Die Formel bezeichnet einen Menschen, der um eine witzige, schlagende Antwort nie verlegen ist. Wenn nun aber „zwei zusammen können“, so ist damit keineswegs gesagt, dass sie sich in Rede und Gegenrede an Schlagfertigkeit nichts nachgeben. Hier ist vielmehr ein Liebesverhältnis bezeichnet, von dem sich noch nicht sagen lässt, ob es zu einer Ehe führen wird. – 1905 hörte ich einmal, wie eine Frau meiner Mutter erzählte: „Habs sien Knechen *könnt* mit de Deerns.“ Der Satz ist mir gewiss darum im Gedächtnis geblieben, weil ich betroffen war von seinem eigen-

artigen Vermögen, in kleinem Raum so viele Vorstellungen zu beherbergen. Er besagt, dass unter dem Gesinde des Bauern Harbs – das man natürlich kennen muss – sich zwei Paare gebildet haben, und zwar auf eine Art, welche erfreulicherweise die Rangverhältnisse auf dem Hof insofern anerkennt und stützt, als sich Großknecht und Großmagd, Kleinknecht und Kleinmagd gefunden haben.

„Ich *kann und kann* das nicht begreifen.“ (Um den besonders hohen Grad des Unvermögens zu kennzeichnen, wird das Hilfsverb wiederholt.)

Formelhaft tritt im Plattdeutschen die Präposition auf, mit Bedeutungen beladen, die sie nach den Erfordernissen der Anschaulichkeit nicht tragen können dürfte. Meistens geht diese ausdrucks-gewaltige Präposition mit einem Hilfsverb die Verbindung zu einem besonderen verbalen Begriff ein. „Er konnte mich *über*,“ das bedeutet: Er war mir überlegen, als wir im Kampfspiel unsere Körperkräfte maßen. Dagegen schließt der Ausdruck: „Er *war* mir *über*“ die Anerkennung einer auch geistigen Überlegenheit ein. – „Ich habe ihn achtmal *mit* gehabt.“ So sagen Mädchen, wenn sie nach dem ländlichen Ringfahren erzählen wollen, wie oft sie mit dem „Stecher“ die durchlöcherte Scheibe aus ihrer Klammer lösten. Formelhaft wirkt dabei auch, dass das Fürwort „ihn“ eigentlich zur Scheibe oder zum Bolzen keinerlei logische Beziehung hat, sondern eben nur Bestandteil der Formel ist. – „Hans soll am Mittwoch *vor*.“ Der Besagte ist vor Gericht geladen, und zwar bedauerlicherweise als Angeklagter. Wenn nun etwa der Arbeitgeber oder sonst eine Respektsperson mit dem Hans schon ein privates Verhör angestellt hat, so ist unser Freund nicht „*vorgewesen*“, sondern man hat ihn „*vorgehabt*“.

Zuweilen treten in einer Formel gleich zwei Hilfsverben auf. „Ich *mag* nicht darüber *sein*.“ (Hier wird das Unlustgefühl bezeichnet, von dem getrieben ein Mensch gewisse Verrichtungen ablehnt.) „Der Mensch überfiel mich; ich *konnte* ihn aber *haben*,“ d.h. ich war ihm gewachsen.

Man höre den Gebrauch der Präposition *vor*, *an* und *auf* in folgenden Sätzen: „Er hat es *vorm* Magen, er hat es *am* Magen; er hat es *auf* der Brust.“ Im ersten Fall ist eine vorübergehende Unpässlichkeit gemeint, im zweiten ein chronisches Leiden. „Auf der Brust“ – damit ist ein Bronchialkatarrh gekennzeichnet. Wenn man sagt: „Er hat es immer so auf der Luft,“ so handelt es sich um eine asthmatische Veranlagung. „Sie hat es *an* der Brust“: das lässt sich nur von Frauen sagen. Hier ist die äußere Brust gemeint; es geht um Entzündungen, Geschwüre oder auch um Krebs. Redet man aber von Lungenschwindsucht, so heißt es: „Er (oder sie) hat es *an* der Lunge.“ In der Regel also bezeichnet „*an*“ das chronische Leiden. Dabei ist noch anzumerken, dass diese Formeln nicht in eine weitere Darlegung des Krankheitszustandes nebenher mit einfließen, sie stehen vielmehr isoliert und tragen ihre Bedeutungslast ohne jede weitere Stütze.

Wenn man mir sagt, Formelhaftigkeit treffe für das Hochdeutsche in ganz der gleichen Weise zu, und dafür als Zeugen etwa Redewendungen wie „Er ist hinüber“ oder „Es ist an dem“ aufruft, so bestreite ich die Beweiskraft ihrer Aussage. Das Wort „Hinüber“ stellt einen Vorgang sehr bestimmt anschaulich in den Raum, und wenn die Redewendung sich auf einen Menschen bezieht, so stellt sich zum Allgemein-Anschaulichen noch ein besonderes, ein mythologisches Bild ein: Ich sehe einen Menschen entschwinden in das Land, daraus niemand heimkommt. Eben macht Charon am jenseitigen Ufer des Acheron den Nachen fest. – „Es ist an dem“ trägt die Bedeutung nicht allein; es muss dem Ausdruck ein inhaltlich näher Bestimmendes entweder vorangehen oder folgen.

Die Einordnung der Vorgänge in den Raum ist ein wesentlicher Teil der Anschaulichkeit. Wird zwischen dem Vorgang und seinem sprachlichen Ausdruck die Entsprechung bezüglich der Raumordnung nicht ausreichend hergestellt, so spüren wir das an einer Verwirrung in unserm Körper, der uns den Raum und seine Erfülltheit am unmittelbarsten bewusst werden lässt. Wenn wir sagen: „Dar kanns op af,“ so teilt sich von den Wörtern „auf“ und „ab“ her den

Augen ein entgegengesetzter Bewegungsimpuls mit, der Verwirrung stiftet. Oder auch: „Dat steiht dör.“ Die Ruhe des Stehens widerspricht der Bewegung, die das „durch“ andeutet. In solchen Augenblicken der Verwirrung wird uns bewusst, dass das Wort nicht nur Klang bedeutet, sondern dass es auch noch ganz dunkel und verborgen einer Übersetzung in die Bewegung zustrebt, dass unter dem Sprechen der ganze Körper in einem geheimen Rhythmus schwingen muss, der vielleicht sein Vorhandensein nur beweist durch das kleine Unbehagen, das seine Störung hervorruft. Dies sei aber nur am Rande angedeutet, um zu zeigen, dass man an den Begriff der gelegentlichen Unsinnlichkeit des Plattdeutschen auch noch von einer andern Seite herangehen kann.

„He hett dat *öwern* Kopp,“ d.h. er ist geistesgestört. Hochdeutsch könnte man die Formel etwa so umschreiben: Die Dinge sind ihm über den Kopf gewachsen. Das Gehirn hat seine ordnende Kraft eingebüßt, und das Chaos ist dem betreffenden Menschen über dem Kopf zusammengeschlagen. Wenn also in dieser Redewendung mit einiger Mühe ein Bildrudiment noch auffindbar bleibt, so wird sie doch durch das vollkommen beziehungslos dastehende Fürwort „Es“ sofort wieder zur Formel. Vielleicht ist hier etwas von der urtümlichen Scheu wirksam, mit vermessen rationalem Griff an geheimnisvolle Zustände der Besessenheit zu rühren.

Zwischen Irresein und Schwachsinn wird auch im Plattdeutschen sehr genau und wieder formelhaft unterschieden. In meinem Heimatdorf gab es unter meinen Altersgenossen einen harmlosen Idioten, der mein Nachdenken stark in Anspruch nahm. „Dar liggt jo wat an.“ Diese Formel reicht vollkommen aus, den Schwachsinn zu bezeichnen, allerdings bedarf sie einer gebärdlichen Ausdrucksvervollkommnung, über die ich gleich allgemein sprechen werde. So drückte meine Mutter sich aus, die den Eltern des armen Jungen freundschaftlich verbunden war. Gleichgültigere Menschen sagten wohl, abgestuft nach dem Grade ihres Unbeteiligtseins: „De is nich *gans* richtig“ – „de is nich richtig,“ und die alte, spitzzüngige Elsbe wird gewiss gesagt haben: „Halw backt und gar nich gisselt.“

„Ich muss mit ihm *an*“, d.h. ich muss einen Überredungsversuch machen. „Ich muss mit ihm *auf*“ heißt, ich darf mich von ihm nicht überflügeln lassen.

Und nun gebe ich noch ein Beispiel, dessen Deutung ich Ihnen allein überlasse. Ich enthalte mich sogar einer Kennzeichnung der Situation, in der die Worte gesprochen sein mögen: „Wi wolln uns faten, un mit'n Mal fung he för recht an.“

Die Formelhaftigkeit des Plattdeutschen beschränkt sich nun nicht auf den eigenartig weitgefassten Gebrauch von Redebestandteilen, die im erweiterten Sinne Formwörter sind, sie verengert auch an sich durchaus anschauliche Wörter, z.B. Verben, auf eine ganz begrenzte, einseitige Bedeutung. „Dieser Mensch hat eine Frau hergenommen.“ Dem Unkundigen schwant Übles, wenn er diesen Satz hört; er denkt vielleicht an den Versuch einer Vergewaltigung. Wir müssen ihm leider sagen, dass er in seinen Befürchtungen nicht weit genug gehen kann; es ist nämlich von einem Mord die Rede. Dagegen klingt es doch sehr harmlos, wenn gesagt wird: „Er hat ein Mädchen angefasst.“ Unter der Linde erklingt die Fiedel. Hand in Hand treten Bursche und Maid in den Kreis der Tanzenden. Halt! So friedlich geht es hier nicht zu. Es ist von Notzucht die Rede.

Mit der weitreichenden Herrschaft der Formel ist eine gewisse Armut des Wortausdrucks gesetzt, die durch eine Anleihe bei den mimischen Mitteln des Ausdrucks ausgeglichen wird. Ich weiß sehr wohl, dass der Niederdeutsche im allgemeinen als gebärdenscheu gilt. Das ist ja auch richtig, wenn man die grelle, ausfahrende Gebärde etwa des Neapolitaners zum Vergleich heranzieht. Die Mimik des plattdeutschen Menschen ist aber unzweifelhaft auch vorhanden; es stehen ihr reiche Mittel zur Verfügung. Nur ist sie verhalten, leise; sie arbeitet mit einem kaum merklichen Zwinkern der Augen, mit huschenden Muskelbewegungen um Nase und Mund, mit einem Wechsel der Intonation, der bei aller Verhaltenheit so viele Nuancen kennt wie das Spiel des Sonnenlichts hinter Wolken.

Zu seinem Glück trägt das Plattdeutsche noch den Charakter einer Sprache, in der Redner und Gegenredner einander gegenüber-

stehen. An der Erfassung der Bedeutungen sind immer Ohr und Auge zugleich beteiligt, das Ohr, das die Sprachlaute aufnimmt, das Auge, das die mimisch-gebärdliche Ergänzung der Wortsprache auffasst. Der plattdeutsch redende Mensch stellt dar in dem Sinne, in dem der Schauspieler mit der Ausdruckskraft seines ganzen Körpers das Verständnis des Gesprochenen vertieft. Denn da der Körper der Seele nähersteht als dem Geist, so ergießt sich oft erst vom körperlichen Ausdruck her in die geistgeprägte Form des Wortes der volle seelische Gehalt. Weil dem so ist, ruft die plattdeutsche Dichtung den Vortragenden viel gebieterischer als die hochdeutsche, und in Stille und Einsamkeit kann der Leser plattdeutsche Dichtung nur recht erfassen, wenn er imstande ist, die mimische Ergänzung still in sich zu vollziehen, den Erzähler auf seiner inneren Bühne spielen zu lassen. Mit dem Verständnis des plattdeutschen Wortes ist es nicht getan; man muss auch um die Geheimnisse der plattdeutschen Körperhaltung wissen.

Das Hochdeutsche ist in großem Umfang geschriebene, gedruckte, gelesene Sprache. Es wendet sich an einen Empfänger, der nicht sinnlich gegenwärtig ist. Darum wurde es nötig, der Sprache die Funktionen des mimischen Ausdrucks mitzuübertragen. Darstellung in hochdeutscher Sprache ist also der Versuch, alles in die Sprache zu legen, der Versuch, Vorgänge aller Art, äußere, innere, rein geistige, rein gefühlsmäßige und gemischte, im Material der Sprache nachzubilden. Dabei muss das Hochdeutsche mit Notwendigkeit weiter ausholen; es muss redseliger sein.

Aus dieser Tatsache nun wird zuweilen einer der Beweise für die Überlegenheit des Plattdeutschen hergeleitet. Man rühmt die Kürze und Treffsicherheit des plattdeutschen Ausdrucks – verwechselt diese Dinge wohl auch mit Anschaulichkeit – ohne zu veranschlagen, welche Hilfsmittel im mimischen Ausdruck aufgeboten worden sind.

Ich muss noch sehr dringend bitten, Formelhaftigkeit des Plattdeutschen nicht mit Beschränktheit des Wortbestandes zu verwechseln. (Auch das ist geschehen.) Es lässt sich ja sogar der Beweis

führen, dass das Plattdeutsche in mancher Beziehung wortreicher ist als das Hochdeutsche. Auffallend aber ist im Plattdeutschen die Wortarmut da, wo es um die Darlegung von Gefühlsvorgängen und –zuständen geht. Diese Erscheinung kann aus der Verhaltenheit und der Scheu vor Gefühlsentblößung allein nicht gedeutet werden. Im Plattdeutschen ist der Ausdruck des Gefühlslebens nicht Sache des Wortes, sondern der Mimik und Gebärde. Es zeigt sich hier die Bedeutung des Körperausdrucks auch im Plattdeutschen von einer anderen Seite. Der gebärdliche Ausdrucksanteil ist freilich hier unbewusst. Es ist also nicht gesagt, dass der Niederdeutsche schauspielert. Beim Schauspieler muss der gebärdliche Ausdruck im Anfang sehr stark Ergebnis der Überlegung sein. Wenn aber beim Darsteller das *Angerührtsein* von der Dichtung das Reich des Geistes durchschlägt, ins Seelische hinabfährt und dort die echte *Ergriffenheit* bewirkt, dann stürzt in den Gebärdenausdruck, den vorher geistige Arbeit festgelegt hatte, das volle, unmittelbare, echte Leben der Seele. Hier mündet die Kunst nach einem Umweg wieder in die Natur. Da ist der Schauspieler an seinem Ziel; andernfalls bleibt er im Komödiantischen stecken. Und noch ein anderes Wunder ist in der Schauspielkunst möglich: Der Darsteller kann auch von der entgegengesetzten Seite ins Ziel gelangen. Da stürzt er nicht ins Knie, weil er innerlich ergriffen ist, sondern seine Seele wird überwältigt, weil er sich auf die Knie warf.

Gestatten Sie mir nun, dass ich auf einem anderen Wege noch einmal an den Begriff der Darstellung herangehe, der vorhin aufgetreten ist! Ich bin der Meinung, dass die oft gerühmte Knappheit und Treffsicherheit des plattdeutschen Ausdrucks in vielen Fällen eine Selbsttäuschung ist der Menschen, die im Hochdeutschen und Plattdeutschen gleich heimisch sind. „Er ist rundum da.“ Als ich einen Nichtniederdeutschen nach der Bedeutung dieser Formel fragte, bekam ich die Antwort, dass er sich eine Persönlichkeit vorstelle, an deren Erscheinungsbild nichts flächig-unbestimmt bleibt, das vielmehr unbedingt vollplastisch wirkt. Dies ist natürlich falsch. Der Mann, der rundum da ist, müsste im Hochdeutschen schon um-

ständlicher charakterisiert werden als ein Mensch mit wachen Sinnen und hellem Verstande, der überall die Verhältnisse durchschaut und sie geschickt so zu beeinflussen weiß, dass sie seinem Vorteil dienen müssen. Der Beurteilende zieht sich – auch wenn er sein Urteil hochdeutsch spricht: „Er ist rundum da“ – auf den Formelbestand des Plattdeutschen zurück. Wird nun bei solchem Anlass die Überlegenheit des Plattdeutschen festgestellt, so ist das Ergebnis verfälscht, weil unvergleichbare Dinge gegeneinander abgewogen sind.

Dass wir hier mit einem kurzen plattdeutschen Wort erreichen konnten, was im Hochdeutschen einer längeren Darlegung bedurft hätte, beweist nicht die Überlegenheit der plattdeutschen Sprache. Es besagt nur: Wir sind hier Schleswig-Holsteiner. Eigenheiten der Landschaft, des Volkstums, der Überlieferung sind uns allen so vertraut, verbinden uns so sehr, dass wir in bestimmten Fällen auf sprachliche Darstellung verzichten dürfen, weil wir mit der Andeutung durch die Formel schneller ans Ziel gelangen.

Damit kommen wir auf den Unterschied zwischen Darstellung und Andeutung. Das Hochdeutsche muss unter allen Umständen darstellen, d.h. es muss den Versuch unternehmen, Dinge und Vorgänge im Material der Sprache gleichsam nachzubilden. In der Andeutung bedienen wir uns der Sprache als eines Zeigestockes, mit dem wir den Blicken Richtung geben. Die Darstellung muss an die Dinge herantreten, muss allen Formen forschend nachtasten, muss entblößen; der Andeutung aber ist es vergönnt, vor die Dinge den unbetretenen und unbetretbaren Raum zu legen, in welchem die Ehrfurcht wohnt. Es ist nicht so, dass das Plattdeutsche darum ungeschlacht und roh-zupackend ist, weil es in aller Unschuld Worte verwendet, die im Hochdeutschen peinlich klingen würden. Im Gegenteil: es ist in seinen Andeutungen zart, rücksichtsvoll, keusch, es wahrt den *Abstand*, während manche hochdeutsche Darstellung den Dingen *zu nahe tritt*.

Um dies recht zu erkennen, ist es nötig, aus der Zone der Überlagerungen an die Ränder zu gehen. Bleiben wir dem Hochdeut-

schen zu nahe, richten wir immer dorthin den Blick zurück, so beglücken wir das Plattdeutsche mit einem Gewissen, das dann aber notwendig und doch ganz ungerechtfertigterweise ein böses Gewissen sein muss. – Seit dem „Quickborn“ ist vor jedem bemerkenswerten Werk des plattdeutschen Schrifttums *ein* unabänderlicher Ruf der Bewunderung fällig: „Dass so etwas in plattdeutscher Sprache möglich ist!“ Dieser Ruf ist bezeichnend für die Neigung, das Plattdeutsche nicht aus seinem eigenen Wesen, sondern vom Hochdeutschen her zu bewerten. Da spricht sich die innere Unsicherheit aus; das Ressentiment verrät sich. Edler Sprachstolz müsste es verschmähen, zu seiner Rechtfertigung nachzuweisen, dass das, was eine andere Sprache leistet, der eigenen *auch* möglich ist. Vielmehr sollte er sagen: „Dies ist *nur* im Plattdeutschen möglich.“

Es dürfte klar geworden sein, dass sich die Formelhaftigkeit nicht auch mit dem Wort „Abstraktheit“ bezeichnen lässt. Abstraktheit ist erst möglich auf einer Stufe der Entwicklung, die das Plattdeutsche noch nicht erreicht hat und – so hoffen wir! – nie erreichen wird. Eine Sprache kann erst abstrakt werden, wenn sie jahrhundertlang Mittel eines strengen, zuchtvollen, methodischen Denkens gewesen ist, wenn die Ergebnisse dieser Bemühungen niedergelegt sind in einer umfangreichen Literatur, die immer wieder den weiterführenden sprachformnerischen Arbeiten der Nachfahren zur Ansatzstelle und zum Vorbild wird. Abstrakt wird eine Sprache am Ende einer langen Entwicklung. Formelhaft aber ist sie *vor* dem Einsetzen der bewussten und methodischen Ausgestaltung durch den erkennenden Geist. Primitivere Sprachen sind formelhaft. Man könnte sie Sprach-Marionetten nennen, womit ein Hinweis gegeben sein soll auf Heinrich von Kleists Aufsatz „Über das Marionettentheater“, der über die ungebrochene Anmut des Gliedermanns sehr viel des Rühmenden sagt.

Formelhaftigkeit der Sprache ist ein Kennzeichen ihrer Jugend. Formelhafter Gebrauch der Sprache kennzeichnet auch den Menschen in seiner Jugend. Das Kind bleibt der Formelwirkung seiner Sprache lange unterworfen. Dieser ursprünglichen Weise des

sprachlichen Verhaltens bleibt nach ihrem Absterben noch eine Zeit des Scheinlebens vorbehalten in der Gewalt, die über junge Menschen die Redensart ausübt. Wer in seiner Erinnerung nachgräbt, der wird ohne Mühe finden, dass in seiner Jugend jeder Kreis, dem er einmal angehörte, sei es als Schüler, Student, Soldat, Lehrling oder Geselle, einen festen Bestand von Redensarten entwickelte, von dem man später nicht mehr begreift, wie er einem einmal witzig und unter allen Umständen treffend vorkommen konnte. Beim Gebrauch dieser Redensarten entschlägt man sich mit bestem Gewissen jeder Sorge um Differenzierung, um die Angemessenheit des Ausdrucks an die Sache. Dem jungen Menschen von heute ist z.B. jede Sache, die ihm Eindruck gemacht hat, „ganz groß“, und wenn er eine Bekanntschaft macht, die ihm aus irgendwelchen Gründen aussichtsreich erscheint, so findet er den andern „schwer in Ordnung“.

Eine besondere, sozusagen soziologische Funktion erfüllt die Redensart bei der Schichtung der Jugendgesellschaft. Wie soll entschieden werden, ob ein Kandidat in den Kreis, dem er sich vorstellt, wirklich hineingehört? Wer will wissen, ob er echt ist, oder ob er nur „angibt“? Die Redensart dient als Ausweiskarte, mit der der Neuling sein Eingeweihtsein und seinen Willen zur Unterordnung unter die Gesetze der noch prüfend sich verhaltenden Gemeinschaft kundgibt. Nachdem er dreimal eine Sache „schwer in Ordnung“ gefunden hat, wird die neue Gemeinschaft ihrerseits *ihn* „schwer in Ordnung“ finden und seiner endgültigen Aufnahme kein Hindernis mehr bereiten. Die Herrschaft der Redensart ist selbstverständlich nicht auf die Jugend beschränkt; aber der reife Mensch ist ihr nicht mehr so unbedingt unterworfen.

Dem Unterschied zwischen Formel und Redensart entspricht ein bestimmter Strukturunterschied der Gemeinschaften. Menschliche Urgemeinschaft ist heute in vielen Dörfern noch Wirklichkeit. Die im Kreislauf des Jahres auf allen Gehöften übereinstimmende, in ihrem Wesen nie wechselnde Arbeit am Boden hebt die Unterschiede zwischen den einzelnen Hausgemeinschaften weitgehend

auf. Ein Dorfkind, das sein Vaterhaus verlässt, findet beim Nachbarn ganz dieselben Verhältnisse. Diese unverbrüchliche Gleichgestaltetheit der Umstände schafft den Boden für die echte Gemeinschaft, in der auf sprachlichem Gebiet die Formel ihre Herrschaft antreten kann.

In den Städten ist es ganz anders. Der Sohn des Handwerkers z.B., der zum erstenmal seinen Schulfreund, den Sohn eines Universitätsprofessors besucht, betritt in der anderen Wohnung eine andere Welt. Die Gespräche der Menschen in dieser neuen Welt haben völlig fremde Formen und Gegenstände. Es bestehen da Unterschiede, die aller Takt und aller gute Wille nicht ohne weiteres beseitigen kann. Schüler aus den verschiedenst gearteten Elternhäusern empfinden das natürliche Bedürfnis, über die Verschiedenheiten ihrer Herkunft eine neue Ebene zu lagern, auf der sich alle finden können. Diesem Vorhaben dient die Ausbildung einer eigenen Sprache, die dann stark redensartlich geprägt ist.

Schon hier aber taucht die Gefahr einer Entartung der noch harmlosen Redensart auf. Wir sahen, wie die Übereinstimmung und die jederzeit mögliche Überschaubarkeit der Lebensumstände im dörflichen Leben der Formel zum Ursprung wurde. Aus einer urtümlichen Gemeinschaft entwickelt sich organisch die besondere Sprache. In reicher und gegensätzlich zusammengesetzter Gesellschaft ist die Einheit immer bedroht. Schwierigkeiten der Verständigung erzwingen eine Ausgestaltung der Sprache. Dabei aber wird schon der Versuch unternommen, ein Wachstum mit der Frucht beginnen zu lassen. Nicht mehr ist Gemeinschaft als Fülle wie selbstverständlich gegeben; ein Mangel wird empfunden. Ihm glaubt man dadurch abhelfen zu können, dass man vorerst die gemeinsame Sprache schafft. Nun kann zwar von der Sprache her eine Gemeinschaft geschaffen werden; aber sie ist dann eben abgeleiteter Natur. Die Sprache der echten Gemeinschaft ist formelhaft; über die der abgeleiteten kommt schnell die Entartung zur Redensartlichkeit.

Es ist nun sehr wichtig, hier den Bestandteil Abschätzung, der dem Wort „Formel“ im landläufigen Gebrauch zugemischt sein

mag, rein auszuschneiden. Kein Nebengedanke an Kälte, Dürre und Lebensferne darf mehr anklingen. Die sprachliche Formel, die wir hier im Sinne haben, ist im Gegenteil unmittelbarster Ausfluss selbstverständlicher, d.h. unreflektierter Lebensfülle. Wie im Paradies der Mensch durch die Namengebung alle Dinge der Schöpfung seiner Herrschaft unterwarf, so ist immer da, wo sich in Spätzeiten der Kultur inselartig abgeschlossene Bezirke ursprünglicheren Lebens noch erhalten konnten, eine paradiesische Einheit zwischen Benennung und Besitznahme noch verbürgt. Der wesenhaft noch plattdeutsche Mensch haftet an der Formel nicht so sehr aus dumpfer Gebundenheit an das Herkommen als vielmehr aus einem Gefühl der Ehrfurcht, das ihn unbewusst fürchten lässt, mit der willkürlichen Änderung des Sprachausdrucks an die gottgewollte Ordnung der Dinge vermessen die Hand zu legen. Für sein Gefühl verkehrt die Änderung der sprachlichen Ordnung notwendig auch die Ordnung der Dinge.

Strenge Gebundenheit bezeugt der Ausdruck in seiner typisierenden Haltung. Die im ursprünglichen Sinne typisierende Sprache tut aber dem Gegenstand keine Gewalt an; sie zielt auch nicht an ihm vorbei ins Leere. Vielmehr ist hier die Ganzheit der Welt unangezweifelte und unbezweifelbare, unmittelbare Erfahrung. Durch die paradiesisch fromme Gänze dieser Anfangswelt geht noch nicht der Riss einer späten Unterscheidung zwischen Wesenserkenntnis der Dinge und ihrem sprachlichen Niederschlag. Noch sind beide eins; noch führen alle Wege des Wortes von allen Seiten unmittelbar in das Wesen. Das Wort ist hier Mittel der weißen Magie; es bannt und beschwört.

Hier wäre nun auch der Ort, der Wahl des Wortes „Formelhaf-tigkeit“ eine letzte Rechtfertigung zu geben. Wir haben es in der Festgelegtheit mit etwas Starrem zu tun, das mit der Bezeichnung Formel als voll getroffen angesehen werden könnte, wenn nicht ein Anklang an das Mathematische den Gedanken einer äußeren abstrakten Verdichtung nahelegte. Hier kann dem Begriff nun die letzte Füllung gegeben werden. Die Formel weist ja nicht nur zum Ma-

thematischen, sondern auch zum Zauber hinüber, und als Wirkung von Zauberformeln in der Tat empfinde ich, was mit plattdeutscher Rede hier und da über mich Gewalt gewinnt.

In einer Erzählung von Ludwig Tügel verübt auf einem einsamen Hof ein heimgekehrter Frontkämpfer an einem hinterhältigen, minderwertigen Menschen einen Totschlag. Schauplatz des Ereignisses, das in wirrer Zeit die Verwirrung einsamer Menschen der Unerträglichkeit zutreibt, war eine Kammer, die die Kriminalbeamten als „Tatort“ bezeichnen. Dies Wort verwenden nun fortan die Bewohner des Brook, wenn sie die erschütternden Vorgänge beraunen. Ein verblasenes, entleertes Wortgebilde also, eine Worthülle, in die der Kriminalbeamte jeden Tag einen andern Inhalt fasst, erscheint diesen plattdeutschen Menschen so besonders und so unverbraucht, dass sie in ihm das Einmalige ihres Erlebnisses *mit* dem ganzen Hintergrunde des Grauens zu umfassen wähnen. Hier wird das Wort als Zauber gebraucht; die Mächte des Grauens werden gebannt. Wäre die Erzählung plattdeutsch geschrieben, so könnte man sich denken, dass die Kritik dem Erzähler die Verwendung des Wortes „Tatort“ als Entgleisung anrechnen würde. Der Plattdeutsche kann aber in besonderen Fällen aus einem Urtrieb seiner plattdeutschen Seele nach einem hochdeutschen Wort greifen. Niederdeutsche sind eben ein eigenartiges Völkchen: Manchmal sind sie weniger plattdeutsch, dann aber wieder sehr viel plattdeutscher, als man gemeinhin annimmt.

Wieweit das Plattdeutsche unserer Tage sich immer aus dem Paradies der Sprache auch schon entfernt haben mag, in seiner Formelhaftigkeit ist von magischen Mächten des Anfangs noch etwas lebendig. Welchen Weg nimmt die Entwicklung einer Sprache, wenn sie das magisch-dämmrige Bereich verlassen hat? Gott wandelt dann nicht mehr an der Seite des Menschen durch die paradiesischen Gefilde der Sprache. Der Mensch nahm die Frucht vom Baum der Erkenntnis, und das Sprachleben wächst nun weiter unter der Sonne der Bewusstheit. Die Götter haben sich aus dem unmittelbaren Umgang mit den Menschen gelöst; aber die Verbindung ist

doch nicht unheilvoll abgerissen. Die Sprache trägt nun alle Kennzeichen dieser freieren Verbindung. Sind auch nicht ferner Wort und Ding so innig eins, dass eines für das andere stehen kann, so ist gleichwohl dem Wort eine hohe Würde gewahrt in dem Symbolcharakter, den es nun angenommen hat. Die Würde des Wortes ist menschlicher geworden; die Herrlichkeit des Menschengeistes wird in der Sprache strahlend offenbar, noch ohne den ewigen Anspruch der Götter an alles Erschaffene in frevelhafter Überhebung schmälern zu wollen. Da steht die Sprache in ihrer vollen humanen Blüte; da ist sie in ihrem Kathedralenzeitalter. Da türmen sich die Wunderbauten der Dichtung auf.

Aber den weiteren Weg der Sprachentwicklung weist das Verhängnis. Die Sonne der Bewusstheit, von der wir sprachen, bleibt Lebensweckerin, solange die Brunnen der Tiefe nicht versiegen. In den Spätzeiten aber brennt die Sonne erbarmungslos auf den quellenarmen, den quellenlosen, den entgötterten Boden nieder. Über die üppige Vegetation des Symbolhaften breitet sich das abstrakte Verdorren. Und weiter geht der verhängnisvolle Weg, bis die Sprache kein organisches Leben mehr zu tragen vermag, bis wir in den öden, brennenden Flugsand der Sprache geraten.

Hier ist der Ort, Kleists Marionetten-Aufsatz wieder heranzuziehen. Auch in der Sprachentwicklung wird offenbar, „welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie des Menschen, das Bewusstsein anrichtet“. So kommt es, „dass in einem mechanischen Gliedermann mehr Anmut enthalten sein kann als in dem Bau des menschlichen Körpers.“ – „Der Kreis seiner Begegnungen ist zwar beschränkt; doch diejenigen, die ihm zu Gebote stehen, vollziehen sich mit einer Ruhe, Leichtigkeit und Anmut, die jedes denkende Gemüt in Erstaunen setzen.“

Die Sprache geht den Weg von der Formel über das Symbol zu einer beziehungslosen, äußerlich und willkürlich den Dingen angehängten, jederzeit auswechselbaren Bezeichnung. Das Wort hat seinen Eigenwert verloren; es ist ausgedörrt, zur Hülse geworden. Die Redensart, jene minderwertige Abart der Formel, die wir einmal

harmlos nannten, entartet nun in die Bösartigkeit des Schlagworts. Vom Schlagwort darf man nie die Wirkung der echten Formel erwarten, weil beide ganz verschiedenen Ursprung haben.

Wie denn aber? Werden nach sprachlichem Brauch Formeln und Schlagwort nicht gleicherweise „geprägt“? Formeln in unserem Sinne können nicht geprägt werden, und wenn denn die Verbildlichung ihres Wesens unter dem Wort „Gewachsensein“ irreführt, weil das damit aufgerufene Organische an notwendiger Starre vorbeilenkt, so ließe sich die Formel bezeichnen als ein kristallinisches Gebilde, vor dem auch das höchstentwickelte menschliche Nachahmungsvermögen immer versagen müsste. Der niederdeutsche Mensch, dem es vergönnt ist, in zwei Sprachen, die auf verschiedener Stufe der Entwicklung stehen, wirklich zu leben, überwölbt damit seelische Möglichkeiten von schier ungeheuerlicher Entgegengesetztheit. Das ist ein Reichtum, den er sich unter keinen Umständen mindern lassen darf. Im Plattdeutschen besitzt er, was er vergebens vom Hochdeutschen noch fordern würde: die schirmende, stützende, die typisierende, einfältige Sprachfrömmigkeit des Anfangs. Ihm bietet das Hochdeutsche, was er im Plattdeutschen nicht vorfindet: alle Mittel, in charakterisierender, individualisierender Sprachbehandlung der Vielfalt der Dinge und ihrer Bezüge gerecht zu werden. Hier gibt es eine Möglichkeit, die Gerade zwischen zwei extremen Punkten derart zum Kreise zu biegen, dass die charakterisierende, vereinzelnende Sprachbehandlung jenseits ihrer höchsten Vollkommenheit nicht aussichtslos in Entartung übergehen muss, sondern dass sie sich – da die Extreme einander zugebogen sind – aus den Gefahren der äußersten Freiheit wieder in die fromme Gebundenheit des Anfangs zurückfinden kann.

Wir wollen uns unseres Reichtums freuen, wollen den Hemisphären unserer sprachlichen Welt die gleiche liebevolle Pflege zuwenden. Freilich können die Mittel der Pflege nicht für beide dieselben sein. Eines schickt sich nicht für beide. Wir müssen von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgehen. In beiden Bestandteilen, dem plattdeutschen wie dem hochdeutschen, liegt ein

starres Element. Wenn wir aber hier und dort die Natur dieser Starre untersuchen, so ergibt sich der große Gegensatz. Dann ist hier die echte Formel, ein kristallinisches Gebilde der Natur; dann ist dort das Schlagwort, das vergängliche Menschenmachwerk, aus dem Flugsand der Sprache geformt und für kurze Zeit nur die Form haltend; denn schnell ist es im Tagesgebrauch wieder zerrieben. Wohl lässt sich in beiden Fällen von Form reden; aber wir dürfen nicht übersehen, dass es eine gute und eine böse Form gibt. Die gute Form des Kristalls wollen wir bewahren. Wo wir aber, getrieben von unabweisbaren Forderungen unseres Jahrhunderts, aus der Gebundenheit einfacherer menschlicher Anfänge hinübergehen in die größere Freiheit des vielfach Zusammengesetzten, da fordert die Sprache statt des frommen Gehorsams Handeln unter eigener Verantwortung. Darum muss hier unser Sprachguss immer nach der „verlorenen Form“ hergestellt sein, darum ist im Plattdeutschen Bewahren das Gebot und gläubiges Vertrauen zur Form; im Hochdeutschen dagegen stete Bereitschaft zum Zerschlagen und nie erlahmendes Misstrauen. Im Hochdeutschen haben wir das Sprachparadies verlassen. „Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns, wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist“ (Kleist). Wenn sich in einer Sprachentwicklung die unheilvollen Folgen der Bewusstheit zeigen, dann ist die Rückkehr in die Grazie der Spracheinfalt mit allem guten Willen nicht mehr zu erzwingen. Der Cherub hält sein Schwert. Dann kann das Übel der Bewusstheit nur durch immer mehr Bewusstheit, nur durch stete Steigerung der Bewusstheit überwunden werden. „So findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so dass sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins oder ein unendliches Bewusstsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in dem Gott“ (Kleist).

Gliedermann und Gott! Damit ist gesagt, dass ein Wesentliches, vielleicht *das* Wesentliche des Formungsvorganges im Material der

Sprache dem Dichter der Mundart und Friedrich Hölderlin gemeinsam sein kann, ja, dass der einzelne Niederdeutsche Herr sein kann eines sprachlich-geistigen Universums, das zwischen diesen Polen liegt.

Noch einmal warne ich vor dem Aufenthalt im Grenzgürtel, wo die Sprachbezirke sich überlagern, wo das Plattdeutsche in die Gefahr gerät, vom Hochdeutschen her falsch beurteilt zu werden, wo man darum auch der Entwicklung so unbekümmert falsche Ziele setzt, wo man den Wurzeln eines Baumes einreden möchte, sie müssten sich in ihrer Wachstumsrichtung dem Stamm angleichen. Nur an den Rändern sind klare Erkenntnisse zu gewinnen. Auf der einen Seite gelangen wir ins Reich der Formel, des Sprachzaubers, in den seelenhaften Urgrund der Sprache. Auf der andern Seite ist die Unendlichkeit des Geistes offen. Verstehe man doch, dass mein Reden vom Plattdeutschen an seinem Grunde ein Rühmen ist! Sind wir Niederdeutsche nicht gefeit gegen die tragische Notwendigkeit, Seele und Geist als feindselig widereinander gesetzt zu empfinden? *Die Seele! Der Geist! Mutter und Vater!* Wie hoch wir auch, getrieben von unserem Väterlichen, dem Geist nachklimmen, nie sind wir hoffnungslos Verstiegene, immer bleibt uns die Möglichkeit, aus den Regionen, wo sich die Dinge schon abstrakt-begrifflich verflüchtigen wollen, hinabzusteigen in den matriarchalischen Bereich der Sprache, zu den Müttern, denen die ewigen Urbilder aller Dinge in Obhut gegeben wurden, wo wir nach den kalten Räuschen des Erkennens wieder inne werden, dass Schaudern der Menschheit bestes Teil ist.

„Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteuere,
ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.“

Verstehe man doch, in welchem Sinne ich vom Plattdeutschen als meiner Muttersprache rede. Es ist buchstäblich meiner Mutter Sprache.

Uns Niederdeutschen, meine ich, muss es weniger schwer sein, die Überfülle dessen zu ermessen, was wir in der Sprache besitzen: Neben der Sicherheit und Geborgenheit des erdnahen, traulichen

Daseins das Abenteuerliche, das Gefährliche, das jederzeit in jedem rechten Menschenleben aufspringen kann, den ganzen Adel unseres Daseins, den bündigsten Gottesbeweis, einen Schild gegen die vernichtenden Zweifel an unserer Gottähnlichkeit. Sprache ist nicht nur die Hand, die unter hellem Licht zielsicher und gegenstandsfroh die Dinge *begreift*, nicht nur die Hand, der alle Dinge wie Äpfel voll und rund und gewichtig zufallen, sie ist auch die Geisterhand, die über alle Grenzen hinweg und in das große Dunkel hinein nach den Geheimnissen Gottes tastet. Mit dem allen stehen wir in der Ergriffenheit, die Faust vor dem Ungeheuren fühlte. Die Sprache ist das Ungeheure. Das wusste Goethe, und unserer Zeit ist diese Gewissheit zu ihrem Heile nicht verloren gegangen. In einer Ode von Josef Weinheber heißt es:

„Das Ungeheure begreift
nie der Sichre. Es bleibt jedoch –
Gott ist Gott; Gott ist Gott! – ungeheuer
die Sprache; und auserwählt sie, die sie verehrt.“

